

Nr. 20. Bromberg, den 25. Januar 1928.

Die Reisemädels.

Roman von Hermann Lint.

(11. Fortsetzung.

11.

Die Mädels haben ihren ursprünglichen Plan, noch ein wenig „in der Gegend“ herumzureisen, ehe man die Bahn nach Norden besteigen würde, aufgegeben. Ein herrlicher Mai war angebrochen, und die Hotels und Pensionen der Seen füllten und überfüllten sich mit Gästen. Da war ohne längere Vorherbestellung kaum „ein“, geschweige denn eine Reihe von Zimmern zu erhalten.

Also man beschloß, in der gemütlichen Behausung zu bleiben, an die man sich gewöhnt hatte.

Aber um so emsiger wurde nun noch die weitere Umgegend bis Bellinzona und Chiavenna hinein, von wo man die Berge des Engadin grüßen sah, beschaut und bewandert.

Erika und Hanna versicherten, daß ihnen die Tage nur so dahinflögen. Erika besonders zählte immer besorgter, wieviel es „nur noch“ bis zur Heimkehr seien,

Aber Beate fühlte anders.

Sie glaubte plötzlich zu empfinden, daß jeder Tag trotz Sonnenscheins und Malerei, an der sie jetzt freilich nur jeden zweiten Tag saß, weil sie unbedingt die Ausflüge mitmachen sollte — trotz lieblichsten Wetters und blauer Fahrten über den See sehr langsam dahinschlich.

„Liebe und Freundschaft sind keine Reisegefährten ...“ dachte sie manchmal, und sie nahm sich zusammen, den andern nicht zu zeigen, wie ihre Augen etwas ganz anderes suchten, wenn sie die steilen Hänge hinaufsah oder in die zerfließende Ferne der letzten Berge am Horizonte blickte.

Nein ...„ sie zählte die Tage anders als die andern ... Sie bangte sich der Rückkehr entgegen, mit Erwartung, aber zuweilen auch mit einem leisen Zweifel, immer aber voller Sehnsucht ...

Dann kam die letzte Packerei und der Abschied.

Man war jetzt wiederum beladener, als man schon ohnehin von Genua gekommen war.

Aber es war wenigstens gut, daß der letzte Plan, den Hanna ausgedacht hatte, nämlich dem Vetter Peter Rabe eine Drei-Liter-Flasche Chianti mitzubringen, an dem Widerstand der beiden andern scheiterte. Taschen und Pakete, die bis zum Rande mit Einkäufen gefüllt waren, und dazu die sorgsam gehütete Kaktee, der zwei weitere Blüten in Como „entsprungen“ waren, genügten, und dieses Mal war kein Giuseppe Verdi hilfsbereit am Zuge.

Über den Gotthard, die Berge, den Vierwaldstätter See, der im Frühjahr herber und vielleicht wuchtiger wirkt als im vollen Sommer, ging es der heimatlichen Grenze zu. Durch Kehrtunnels und über Windungen, an denen man vom offenen Fenster den ganzen Tag entlang sehen konnte, an historischen Plätzen aus Tell und Schiller vorüber mit dem Ausblick auf Pilatus und die drei ragenden Mythen, durch die Gänge der Axenstraße mit überraschenden, aber rasch wieder durch die Tunnels versperrten Durchblicken nach dem See, Selisberg und Brunnen, dann unterhalb des Rigi vorbei, an dem Zuger See entlang und an der Küßnachter Bucht in die Stadt Luzern.

Wie sie so zu dritt an dem Fenster des schon deutschen D-Wagens standen, Arm in Arm hängend, sich die Gegend zeigend, dies und das erklärend, bejubelnd und beschwatzend, da kam sie — kaum daß sie es zuerst bemerkten — ein wenig Wehmut über das Ende an.

„Es ist doch zu schade,“ sagte Erika, „daß man nun auseinander muß ... ein jeder auf seinen Weg, der so anders ist ... Du in deine Kunstwerkstätte, Beate ... und du, kleine Hanna, in dein Bureau ... und ich, mein Gott ...„ ich: zu den Hohenquast-Lettwitzens ...“

Sie seufzte.

„Ach, was ...,“ sagte Hanna, sich lustig gebend ..., „wir sehen uns doch alle wieder ... Beate wird je eine große Malerin werden und uns in ihr Atelier einladen ... Ich sehe es schon vor mir ... Ich bin einmal mit Frau Geheimrat Noeldecke in dem großen Atelier ihres Neffen gewesen ... Oh, so ein Atelier ist etwas Wundervolles, man kann die schönsten Feste in Ateliers geben. Was meinst du, Beate, nächsten Winter gibst du dir die Ehre, zu einem „Frühlingsfest am Comersee“ einzuladen, mein Kostüm dazu habe ich mir ja schon in Genua gekauft!“

Nächsten Winter? dachte Beate. Es war ihr zumute, als ob ihre Zukunft ungewisser sei als je zuvor. Sie war in einer Stimmung, in der jede Art von Zukunft den Menschen trüb und ungewiß erscheint. Denn die Liebe verlangt immer nur nach Gegenwart. Ja, sie gibt um Minuten der Gegenwart ganze Jahre der Zukunft.

Aber eine Überraschung kam am nächsten Tage noch für Beate. Die Mädels hatten ihr vorgeredet, daß sie gleich in ununterbrochener Fahrt von Luzern nach Berlin zurückfahren würden, da am nächsten Tag der Reisetermin ablief. In Wirklichkeit hatte Erika, die die „Geschäfte“ der Reise führte, das Geld von den Banken abhob, die Billette besorgte, die Zimmer bestellte, an den Justizrat schon vor längerer Zeit geschrieben, daß sie zu Beates Überraschung einen Tag in Weinheim bei ihrer Mutter verbringen wollten. Der Justizrat hatte „natürlich“ die Verlängerung der Reise um diesen „einen Tag“ bewilligt.

Als sie in die Heidelberger Bahnhofshalle einfuhren, sagte Beate, am Fenster stehend:

„Schade ... wenns nicht zu anstrengend für Mama gewesen wäre ... hätte ich sie gebeten, von Weinheim herüberzukommen ...“

Sie sah wehmütig hinaus.

Plötzlich holten die Mädels ihr Reisegepäck von den Netzen herunter. Und ohne auf Beates verwundertes Gesicht einzugehen, sagte Erika kurz:

„Beate ... mach dich fertig ... Wir steigen hier in Heidelberg aus ...“

Schon fuhr der Zug langsam den Perron entlang. Und ehe es sich Beate versehen konnte, stand eine alte Dame am Wagen und jubelte ihr entgegen.

„O, ihr lieben Mädels ...“ rief Beate, als sie alle mit ihren Gepäckseln ausgestiegen waren, „... das habt ihr zu nett gemacht ... Eine solche Überraschung ... ihr lieben, guten Geschöpfe ...“

Und sie fiel abwechselnd ihrer Mutter und den beiden Mädels um den Hals.

Und dann ging's in einem langsameren Zuge nach Weinheim, das sie in einer Stunde erreichten.

Es ist etwas Eigenartiges, vor der Heimkehr in die lärmende große Berliner Stadt noch einmal in einem der kleinen zierlichen Villenhäuser an der Bergstraße einkehren zu dürfen. Es liegt ein besonderer, ein ausruhender Reiz über diesem badischen Lande, seinen gepflegten Kleinstädten, seinen an den Hängen lang ziehenden Villenhäusern mit den tiefgezogenen roten Dächern, den Villen, die zumeist

viel weniger und viel kleinere Zimmer umschließen, als es von außen den Anschein hat. Und im Frühling auf den kleinen Balkons zu sitzen, wenn das erste Weinlaub, das im Herbst tiefrötlich die Häuser einfaßt, zu knospen beginnt, ist betörend.

Frau Professor Himmelland war eine von den Typen deutscher Frauen, die man sich am besten in dieser Umrandung vorstellt. Das kleine Villenhaus, in welchem sie die obere Etage bewohnte, lag mit prachtvollem Ausblick auf die Ebene und das kleine Städtchen. Die Zimmer atmeten Zurückgezogenheit. Frau Himmelland hatte es vorgezogen, sich hierher zu verpflanzen, als in Heidelberg, der letzten Lehrstätte ihres Mannes, als verwitwete „Frau Geheime Hofrat“ mit so und soviel anderen Professoren-Damen einen jener Nebenkreise zu der großen Sonne „Fakultät“ zu bilden. Man muß wissen, wie rasch in diesen Kreisen der Glanz eines durch sein Oberhaupt interessanten Professorenhauses vergessen ist. Die Witwe, die noch ein prunkvoll, akademisch-feierliches Begräbnis ihres Gatten mit dem Rektor Magnificus, den Dekanen aller Fakultäten, mehreren Stadt- und Regierungsvertretern und Studenten in Galatracht erlebt, wird unmittelbar danach von der „illustren“ Gesellschaft, die das Leben einer solchen Stadt ausmacht, in Vergessenheit getan. Anstatt mit Einladungen über Einladungen bedacht zu werden, wie noch kurz zuvor, anstatt ihre eigenen Gesellschaften als ehrenvolle Liebenswürdigkeiten angesehen zu wissen, fristet sie ein mehr oder weniger verschollenes Dasein und weder der beflissene Extraordinarius, der zuweilen durch eine Ordinariusgattin das Hörrohr zu dem „Herrn Gemahl“ zu finden sucht, noch die Honoratioren selbst betrachten es als eine besondere Ehre, einer so verwittweten Dame bei Tisch beigesellt zu werden.

Frau Professor Himmelland vermied diesen Zustand, indem sie nach Weinheim zog.

Das kleine, gemütliche Wohnzimmer, in welchem sie jetzt den drei Mädels ein kaltes Abendbrot mit heißem Tee vorsetzte, hatte noch die ihr lieben Erinnerungen der alten Zeit, wichtige Bücher ihres Mannes, geologische Mappen und Gesteinsarten unter Glas; an den Wänden hingen Jugendbilder Beates und ein paar von ihr gemachte Skizzen aus der Jungmädchenzeit. Und sonst: Plüschmöbel, etwas verschossene Samtvorhänge mit merkwürdig unmodernen Applikationen, ein paar Korbstühle, die früher einmal Beates Wohnzimmer ausgemacht hatten, ein Biedermeierbüfett mit einigen imitierten Krügen, ein paar echten Zinntellern und verschiedenen Delfter Porzellanwaren.

„Wie gemütlich es bei Ihnen ist . . .“, rief Erika ein paarmal aus. Und Hanna war merkwürdig stumm geworden, als ob sie sich geniere. Sie hatte unbedingt das Gefühl, daß Bemerkungen über Filmstars, neue Jumpermoden und Kreuzworträtsel hier nicht am Platze waren, und sie kannte sich genau genug, um zu wissen, wie leicht ihr Redefluß immer wieder bei all dergleichen mündete.

Gegen neun Uhr, als noch ein letzter Dämmer des lichten Tages über der kleinen Stadt lag, ging Erika auf den kleinen Balkon, der an das Zimmer grenzte.

Nach einer Weile winkte sie, ohne daß es die anderen bemerken sollten, Hanna mit dem Kopfe zu. Die trat nun zu ihr hinaus und beide Mädels besprachen leise, daß sie jetzt Mutter und Tochter besser allein ließen. Eine Ausrede war leicht gefunden, da Frau Himmelland ihre „Müdigkeit nach der langen Fahrt“ gerne glaubte.

Sie saß nun Beate gegenüber. Eine Weile sprachen sie kein Wort. Beate starrte vor sich hin. Dann stand Frau Himmelland auf, legte ihre Hand auf Beates Schulter und sagte sehr sanft:

„Bedrückt dich irgend etwas, Kind? . . . sag es mir doch, solange wir allein sind . . .!“

Beate schüttelte den Kopf. Sie bemühte sich zu lächeln. Und über manches Umständliche und Nebensächliche hinweg, begann sie von ihren Malererfolgen zu erzählen und von den neuen Hoffnungen, die sie schöpfen dürfte.

Frau Himmelland hörte gespannt zu; als Beate zu Ende gekommen war, zog die Mutter sie auf das Sofa hinüber.

„Aber bei alledem“, sagte sie, die Hand der Tochter nehmend, „müßtest du doch viel froher, überstrahlend glücklich sein . . . Beate . . .?“

Sie sah ihr fragend ins Gesicht. Da Beate nicht antwortete, sagte sie:

„Ich habe auch eine Überraschung für dich, mein Kind . . . Ich habe einen etwas seltsamen, wenigstens für unsere Kreise ein wenig seltsamen Brief erhalten, aber da es sich um einen Mann handelt, der wohl in anderen Lebenssphären groß geworden sein mag . . .“

Sie kramte aus dem Schreibtisch einen Brief hervor, der auf bläulich-grauem Büttenpapier geschrieben war und steile Buchstaben zeigte.

„Bitte lies einmal . . .“

Beate nahm den Brief in die Hand und las, die etwas schnörklige Schrift langsam entziffernd:

Sehr geehrte, gnädige Frau!

Verzeihen Sie mir, dem Ihnen Unbekannten, diese Zuschrift. Ich darf annehmen, daß Sie von Ihrem Fräulein Tochter über die Reise der drei jungen Damen nach Italien unterrichtet sind. Ich darf mich Ihnen als denjenigen vorstellen, der auf diese, Ihnen vielleicht absonderlich vorkommende Idee gekommen ist. Noch sonderbarer vielleicht erscheint es Ihnen, gnädige Frau, wenn dieser Unbekannte Ihnen gesteht, daß er aus der Ferne den drei Damen gefolgt ist und dabei die Überraschung erlebte, sich in eine dieser drei jungen Damen, ohne sie persönlich zu kennen, kopfüber zu verlieben. Diese junge Dame, gnädige Frau, ist natürlich Ihre Tochter. Denn sonst würde ich Ihnen nicht geschrieben haben. Da ich jedoch nach der Rückkehr der drei Damen Ihrer Fräulein Tochter untertänigst die Bitte vorlegen möchte, die Meinige zu werden, und die Sitte Ihres wie meines Landes ein solches Unterfangen von der Einwilligung der Eltern abhängig macht, so nehme ich schon heute Gelegenheit, Ihnen, gnädige Frau, den Ausdruck meiner respektvollen . . .“

Beate hatte zuerst mit lächelndem Erstaunen, dann mit immer wachsender Erregtheit, unter Lachen dieses oder jenes Wort entziffernd, drei Seiten des Briefes gelesen. Was für einen Einfall hat sich da wieder Guido erlaubt? Und was sollte sie nun ihrer Mutter sagen. Sie lächelte in der Tat. Guido hatte es anscheinend nicht erwarten können, irgend etwas über sie zu bringen, und es war ihm nichts Besseres eingefallen, da er die Mädels herumreisen glaubte, als ihrer Mutter zu schreiben.

Jetzt kam sie an die vierte Seite. Sie las.

„. . . Ergebenst zu Füßen zu legen . . .“

Aber was war das?

Sie starrte auf die Unterschrift.

Da stand in großen gradlinigen Lettern, die anders waren als die des Brieftextes:

„Ihr . . . Gonzalo Monchretien de Paz.“

Was bedeutet das, — durchfuhr sie es.

Sie sah wieder auf die erste Seite des Briefes.

Es stand zuoberst eine Adresse eingedruckt. Berlin W., Hohendammstraße 18. Weiter nichts.

War das ein Spaß, den sich Guido erlaubte? Oder — sie konnte diesen Gedanken garnicht ausdenken — gab es wirklich einen Herrn Monchretien de Paz, der der Urheber dieser Reise war?

„Entschuldige, Mama . . .“, sagte sie sehr verwirrt, „. . . aber ich muß den Brief noch einmal überfliegen . . .“

Und sie las von neuem.

Stand da nicht „Sitte Ihres wie meines Landes“ und „ohne Sie persönlich zu kennen?“

Das schien in der Tat nicht von Guido zu stammen. Und wenn der Brief nicht von ihm war? Wo blieb die Erklärung?

Frau Professor Himmelland, die zunächst das Lächeln ihrer Tochter mit einem ebenso harmlosen Gesicht begleitet hatte, wurde stutzig. Sie sah plötzlich, wie Beates Züge geradezu etwas Erschrecktes annahmen.

„Was ist dir . . .?“ fragte sie besorgt. „Hältst du den Brief für Ernst? Ich bin der Ansicht, daß es ein Scherz ist . . . allerdings ein etwas seltsamer Scherz. Denn ich war bisher der Ansicht, daß eine ernste Absicht hinter eurer Reise steckt, daß irgendein großes Unternehmen — vielleicht als Reklame — euch drei nach Italien geschickt hat.. Oder kennst du etwa diesen exotischen Herrn Monchretien de Paz?“

Beate fühlte, wie ihr Gesicht sich rötete.

„Nein . . .“ sagte sie zögernd. „Ich kenne niemand dieses Namens . . .“

Sie dachte nur an Guido. Ausschließlich an ihn.

„Oder hat sich irgend ein Schwindler in euer Vertrauen eingeschlichen oder euch beobachtet?“

Beate schüttelte den Kopf.

„Es wird sich ja alles in Berlin aufklären . . .“ sagte sie, jetzt nur noch bemüht, das Gespräch möglichst rasch von diesem Brief abzulenken. „Der Justizrat von Loschbeck holt uns vermutlich an der Bahn ab und wird uns wohl dann sogleich sagen, was eigentlich das Geheimnis dieser Reise ist . . . Dann schreibe ich dir alles . . “

Damit war das Gespräch über diesen seltsamen Brief beendet. Frau Professor Himmelland verschloß ihn wieder in ihre Kommode.

Nachdem sie über tausenderlei, besonders Beates Malerei und ihre nächsten Zukunftspläne, gesprochen hatten, sagten sie sich kurz vor 12 Uhr gute Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(41. Fortsetzung.)

„Vergebt mir, Herr Herzog“, entgegnete der Alte mit bewegter Stimme, „dem ist nicht also. Ich weiß noch wohl den Tag bei Blaubeuren. Wer hielt da zu Euch, als die Schweizer abzogen? Wer bat Euch, nicht vom Land zu lassen; wer wollte Euch sein Leben opfern? Das waren achttausend Württemberger. Habt Ihr den Tag vergessen?“

„Ei, ei, Wertester!“ sagte der Kanzler, dem es nicht entging, welchen mächtigen Eindruck diese Worte auf Ulerich machten. „Ei! Ihr sprechet doch auch etwas zu kühnlich. Ist übrigens jetzt auch gar nicht die Rede von damals, sondern von jetzt. Die Landschaft ist von der alten Huldigung gänzlich abgekommen, hat dem Bunde eine andere Huldigung getan; Seine Durchlaucht ist jetzt als ein neu angekommener Herr anzusehen; er hat dies Land mit Gewalt erobert; hat sich nun der Bund auf besondere Verträge huldigen lassen, so kann es der Herzog ebenso halten. Neuer Herr, neu Gesetz. Man kann sich in allewege nach eigenem Gutdünken huldigen lassen. Soll ich die Feder eintauchen, gnädiger Herr?“

„Herr Kanzler!“ sagte Lichtenstein mit fester Stimme. „Habe alle mögliche Ehrfurcht vor Eurer Gelahrtheit und Einsicht, aber was Ihr da sagt, ist grundfalsch und kein guter Rat. Jetzt gilt es, zu wissen, wen das Volk liebt. Der Bund hat durch sein Walten im Lande alles gegen sich aufgebracht; es war die rechte Zeit, daß Seine Durchlaucht wieder kam, jetzt fliegen ihm alle Herzen zu. Wird er sie nicht gewaltsam von sich stoßen, wenn er alles Alte umreißt, und nach eigener, neuer Satzung schaltet und waltet? O, bedenkt, bedenkt, die Liebe eines Volkes ist eine mächtige Stütze!“

Der Herzog stand mit untergeschlagenen Armen da, düster vor sich hinblickend, er antwortete nicht. Desto eifriger tat dies der Kanzler im gelben Mäntelein. „Hi, hi, hi! Wo habt Ihr die schönen Sprüchlein her, Liebwerter, Hochgeschätzter? Liebe des Volkes, sagt Ihr? Schon die Römer wußten, was davon zu halten sei. Seifenblasen, Seifenblasen! Hätt Euch für gescheiter gehalten. Wer ist denn das Land? Hier, hier steht es in persona, das ist Württemberg, dem gehört's, hat's geerbt und jetzt noch dazu erobert. Volksliebe! Aprilenwetter! Wäre ihre Liebe so stark gewesen, so hätten sie nicht dem Bunde gehuldigt.“

„Der Kanzler hat recht!“ rief Ulerich, aus seinen Gedanken erwachend. „Du magst es gut meinen, Lichtenstein, aber er hat diesmal recht. Meine Langmut hat mich zum Lande hinausgetrieben; jetzt bin ich wieder da, und sie sollen fühlen, daß ich Herr bin. Die Feder her, Kanzler, ich sag', so will ich's; so wollen Wir Uns huldigen lassen!“

„O Herr, tut nichts in der ersten Hitze! Wartet, bis Euer Blut sich abkühlt. Rufet die Landschaft zusammen; machet Änderungen nach Eurem Sinne, nur jetzt nicht, nur nicht, solange der Bund noch Land besitzt in Württemberg; es könnte Euch schaden bei den übrigen. Gestattet nur noch eine kurze Frist.“

„So?“ unterbrach ihn der Kanzler. „Daß man dann allgemach wieder in das alte Wesen hineinkommt? Gebt acht, wenn die Landschaft erst beisammen ist, wenn sie sich erst zusammen beraten, meinet Ihr, da werden sie so gutwillig nachgeben? Hi, hi! Da wird man Gewalt anwenden müssen, und das macht erst verhaßt. Schmiedet das Eisen, so lange es warm ist. Oder gelüstet Euer Durchlaucht, wieder ganz gehorsamst unter das alte Joch zu stehen und den Karren zu ziehen?“

Der Herzog antwortete nicht. Er riß mit einer hastigen Bewegung Feder und Pergament dem Kanzler aus der Hand, warf einen schnellen durchdringenden Blick auf ihn und den Ritter, und ehe noch dieser es verhindern konnte, hatte Ulerich seinen Namen unterzeichnet. Der Ritter stand in stummer Bestürzung; er senkte bekümmert das Haupt auf die Brust herab. Der Kanzler blickte triumphierend auf den Ritter und den Herzog. Doch dieser ergriff eine silberne Glocke, die auf dem Tisch stand und klingelte. Ein Diener erschien und fragte nach seinem Befehl.

„Ist die Bürgerschaft versammelt?“ fragte er.

„Ja, Euer Durchlaucht! Auf den Wiesen gegen Kannstatt sind sie versammelt, Amt und Stadt; die Landsknechte rücken soeben aus, sechs Fähnlein.“

„Die Landsknechte? Wer gab die Erlaubnis?“

Der Kanzler zitterte bei dem Ton dieser Frage. „Es ist nur wegen der Ordnung,“ sagte er, „ich habe gedacht, weil es bei solchen Fällen gebräuchlich sei, daß bewaffnete Mannschaft —“

Der Herzog winkte ihm zu schweigen. Er begegnete einem trüben fragenden Blick des alten Lichtenstein, der ihn erröten machte. „Mit meinem Befehl geschah es nicht,“ sprach er, „doch — es möchte auffallen, wenn wir sie zurückriefen. Es ist ja gleichgültig. Man bringe mir den roten Mantel und den Hut; schnell!“

Der Herzog trat ans Fenster und sah schweigend hinaus. Der Kanzler schien nicht recht zu wissen, ob sein Herr erzürnt sei oder nicht, er wagte nicht zu sprechen, und der Ritter von Lichtenstein beharrte in seinem trüben Schweigen. So standen sie geraume Zeit, bis sie von den Dienern unterbrochen wurden. Es traten vier Edelknaben ins Gemach, der erste trug den Mantel, der zweite den Hut, der dritte eine Kette von Gold und der vierte des Herzogs Schlachtschwert. Sie bekleideten den Herzog mit dem Fürstenmantel von purpurrotem Samt, mit Hermelin verbrämt. Sie reichten ihm den Hut, der die schwarz und gelbe Farbe des Hauses Württemberg in reichen wehenden Federn zeigte, diese wurden zusammengehalten von einer Agraffe aus Gold und Edelsteinen, die eine Grafschaft wert waren. Der Herzog bedeckte sein Haupt mit diesem Hut. Seine kräftige Gestalt schien in diesem fürstlichen Schmuck noch erhabener als zuvor, und die freie majestätische Stirne, das glänzende Auge sah gebietend unter den wallenden Federn hervor. Er ließ sich die Kette umhängen, steckte das Schlachtschwert an und winkte seinem Kanzler, aufzubrechen.

Noch immer sprach der Ritter von Lichtenstein kein Wort. Mit bekümmerter Miene hatte er diesen Anstalten zugesehen und sich dann abgewendet. Der Herzog schritt mit leichtem Neigen des Hauptes an dem alten Ritter vorüber zur Türe und die wunderliche Figur des Kanzlers Ambrosius Volland folgte ihm mit majestätischen Schritten. Hatte der Herr den Alten nicht gegrüßt, glaubte auch der Kanzler ihm dies nicht schuldig zu sein. Er warf nur einen tückischen Blick nach dem Platze hinüber, wo jener noch immer stand, und sein großer, zahnloser Mund verzog sich zu einem höhnischen Lächeln. In der Tür stand der Herzog stille, er sah rückwärts, seine bessere Natur schien über ihn zu siegen, erkehrte zur Verwunderung des Kanzlers zurück und trat zu Lichtenstein.

„Alter Mann!“ sagte er, indem er vergeblich strebte, seine tiefe Bewegung zu unterdrücken, „du warst mein einzigen Freund in der Not, und in hundert Proben habe ich deine Treue bewährt gefunden, du kannst es mit Württemberg nicht schlimm meinen. Ich fühle, es ist einer der wichtigsten Schritte meines Lebens, und ich gehe vielleicht einen gewagten Gang. — Aber wo es das Höchste gilt, muß man alles wagen.“

Der Ritter von Lichtenstein richtete sein greises Haupt auf; in den weißen Wimpern hingen Tränen. Er ergriff Ulerichts Hand: „Bleibet“, rief er, „nur diesmal, diesmal folget meiner Stimme. Mein Haar ist grau, ich habe lange gelebt. Ihr erst drei Jahrzehnte.“ — Indem ertönten die Trommeln der Landsknechte in dem Hof. Das ungeduldige Stampfen der Rosse drang herauf, und die Herolde stießen, zur Huldigung rufend, in die Trompeten.

„Jacta alea esto! war der Wahlspruch Cäsars“, sagte der Herzog mit mutiger Miene. „Jetzt gehe ich über meinen Rubikon. Aber dein Segen möchte mir frommen, alter Mann, zum Rat ist es zu spät!“

Der Ritter blickte schmerzlich aufwärts. Die Stimme versagte ihm, er drückte segnend seines Herzogs Rechte an die Brust. Noch zögerte Ulerich bei ihm, da streckte der Kanzler den langen, dürren Arm unter dem gelben Mäntelein hervor und winkte ihm mit der Pergamentrolle. Er war anzuschauen, wie der Versucher, dem es gelingt, eine arme Seele mit sich hinabzuziehen. Ulerich von Württemberg riß sich los und ging, um sich von seiner Hauptstadt huldigen zu lassen.

6.

Kein Feuer, keine Kohle
Kann glühen so heiß
Als heimliche Liebe,
Von der niemand weiß.
Altes Volkslied.

Die Besorgnisse des alten Herrn schienen nicht so unbegründet gewesen zu sein, als Ambrosius Volland sie dargestellt hatte. Ein sehr großer Teil des Landes fiel zwar dem Herzog zu, weil die Vorliebe für den angestammten Regenten, der Druck des Bundes und die anfangs so siegreichen Waffen Ulerichs viele bewogen, die Huldigung, die sie gezwungener Weise dem Bunde getan, zu vergessen und sich für Württemberg zu erklären.

Aber die neue Huldigung, die alle früheren Verträge umstieß, das Gerücht, daß manche Stadt durch Gewalt zu diesen Formen gezwungen worden sei, bewirkte wenigstens,

daß der Herzog keine Popularität gewann, ein Mangel, der in so zweifelhafter Lage oft nur zu bald fühlbar wird. Noch beharrten Urach, Göppingen und Tübingen auf ihren, dem Bunde geleisteten Pflichten, denn ihre bündisch gesinnten Obervögte zwangen sie mit Gewalt dazu. Zu Urach hauste Dietrich Spät, des Herzogs bitterster Feind. Er brachte in wenigen Tagen so viel Mannschaft auf, daß er nicht nur sein ganzes Amt im Zaume hielt, sondern auch Einfälle in die Ländereien machte, die dem Herzog zugefallen waren. Es ging auch das Gerücht, die Bundesstände seien schnell von Nördlingen aufgebrochen, jeder in seine Heimat geeilt, um frische Heere aufzubieten und Ulerich zum zweitenmal auf Leben und Tod zu bekämpfen.

Ulerich selbst schien weder der einen noch der andern dieser Besorgnisse Raum zu geben. Er pflog bei verschlossenen Türen mit Ambrosius Volland Rat. Man sah viele Eilboten kommen und abgehen, aber niemand erfuhr, was sie brachten. In Stuttgart aber glaubte man fest, der Herzog müsse in der fröhlichsten Stimmung sein, denn wenn er mit seinem glänzenden Gefolge durch die Straßen ritt, alle schönen Jungfrauen grüßte und mit den Herren zu seiner Seite scherzte und lachte, da sagten sie: „Herr Ulerich ist wieder so lustig, wie vor dem armen Konrad." Er hatte seinen Hofstaat wieder glänzend eingerichtet Zwar war es nicht mehr wie früher der Sammelplatz der bayerischen, schwäbischen und fränkischen Grafen und Herren, zwar fehlte die Fürstin, die sonst einen schönen Kranz blühender Fräulein um sich versammelt hatte, aber dennoch fehlte es nicht an schönen Frauen und schmucken Edlen, seinen Hof zu verherrlichen, und die Luft dieser Stadt schien schon damals der Schönheit so günstig zu sein, daß die bunten Reihen in den Sälen und Hallen des Schlosses nicht einer gewöhnlichen Versammlung, sondern einer Auswahl aus den schönen Frauen des Landes glichen.

Tänze und Ritterspiele waren in ihre alten Rechte eingesetzt worden. Fest drängte sich an Fest, und Ulerich schien eifrig nachholen zu wollen, was er in der Zeit seines Unglücks versäumt hatte. Keines dieser geringsten Feste war die Hochzeit Georgs von Sturmfeder mit der Erbin von Lichtenstein.

Der alte Herr hatte sich lange nicht entschließen können, ein Wort zu halten. Nicht daß er die Wahl seiner Tochter mißbilligt hätte, denn er liebte seinen Eidam väterlich, er sah in ihm seine eigene Jugend wieder aufblühen, er schlug ihm seine freiwillige Verbannung mit dem Herzog hoch an. Aber wie der Horizont von Ulerichs Glück, so war auch die Stirne des alten Mannes noch immer umwölkt, denn er ahnte, daß es nicht so bleiben werde, wie es jetzt war, und tief schmerzte es ihn, daß der Herzog in so mancher wichtigen Angelegenheit von seinem Rat nicht Gebrauch machte, sondern alles heimlich mit seinem Kanzler abhandelte. So hatte er unschlüssig und betrübt diesen Tag der Freude immer hinausgeschoben, aber die schönen Augen seiner Tochter, in welchen er oft einen leisen Vorwurf zu lesen glaubte, Georgs Bitten nötigten ihm endlich einen bestimmten Termin ab. Der Herzog ließ es sich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten. Er mochte sich jener Nächte erinnern, wo der Vater nicht müde ward, ihm seine Anhänglichkeit zu bezeigen, wo die zarte Tochter keinen Sturm, keine Kälte scheute, um ihn am Burgtor zu empfangen, um ihn mit warmen Speisen zu laben. Er mochte sich noch aus der jüngsten Vergangenheit der Opfer erinnern, die ihm der Bräutigam gebracht hatte, er zeigte auf glänzender Art, wie er Treue, Aufopferung und Liebe, die sich ihm so selten bewährt hatten, zu vergelten wisse. Der Ritter und seine Tochter waren bisher noch immer seine Gäste im Schloß zu Stuttgart gewesen, jetzt ließ er ein schönes Haus nächst der Kollegiatkirche mit neuem Hausgerät versehen und übergab am Vorabend der Hochzeit den Schlüssel dem Fräulein von Lichtenstein, mit dem Wunsche, sie möchte es, so oft sie in Stuttgart sei, bewohnen.

Und jetzt endlich war der Tag gekommen, welchen Georg oft in ungewisser Ferne, aber immer mit gleicher Sehnsucht geschaut hatte. Er rief sich am Morgen dieses Tages das ganze Leben seiner Liebe zurück; er wunderte sich, wie alles so ganz anders gekommen war, als er sich gedacht hatte. Wie hätte er, als er damals durch den Schönbuch nach der Heimat zog, denken können, daß das Glück, die Geliebte ganz zu besitzen, nicht mehr so ferne liegen werde, als er fürchtete. Wie hätte er, als er sich an das Bundesheer anschloß, ahnen können, daß der Herzog, welchen er zu bekriegen kam, sein Glück gründen werde. Mit welch heiterer Ruhe dachte er jetzt an die Stürme jener Tage zurück, wo es ihm zuerst wieder möglich geworden war, der Geliebten ein Wörtchen der Liebe zuzuflüstern, wo er die Schreckenskunde vernahm, daß ihr Vater, ein Feind des Bundes, sie mit sich hinwegführen werde; wo er in Bertas Garten die unglücklichste Stunde seines Lebens im schmerzlichen Abschied von der Geliebten hinbrachte, wo er auf lange, vielleicht auf ewig verloren glaubte, was heute auf ewig sein werden sollte. Jedes Wort der Geliebten kehrte wieder in seiner Erinnerung, und er mußte aufs neue ihre hohe Zuversicht, ihren schönen Glauben an ein gütiges Geschick bewundern, den sie auch damals, wo die Zukunft mit einem düsteren Schleier verhüllt, und keine Aussicht, keine Hoffnung mehr war, nicht verlor, den sie mit dem letzten Abschiedskuß auch ihm mitzuteilen wußte.

„Er hat uns nicht gelogen, dieser Glaube," sprach der junge Mann, von der Erinnerung bewegt, zu sich: „es lebt eine heilige, ahnungsvolle Stimme in ihrer reinen Seele, und ihr klares Auge, das in dem meinigen die Gewißheit meiner Liebe las, tauchte auch damals tief in die Zukunft und verkündete Glück, es wird sie auch jetzt nicht täuschen, wenn es ein süßes, ungestörtes Glück in unserer Verbindung liest."

Ein bescheidenes Pochen an der Türe unterbrach die lange Gedankenreihe, die sich an den heutigen Tag knüpfen und in die ferne Zukunft hinausziehen wollte. Es war Herr Dieterich von Kraft, der stattlich geschmückt zu ihm eintrat.

„Wie?" rief dieser Schreiber des großen Rates zu Ulm und schlug voll Verwunderung die Hände zusammen. „Wie? In diesem Wams wollet Ihr Euch doch hoffentlich nicht trauen lassen? Es ist schon neun Uhr, die Gänge und Treppen des Schlosses wimmeln von Hochzeitsgästen, die von Samt und Seide glänzen, und Ihr, die Hauptperson im Stück, schauet ruhig zum Fenster hinaus, statt Euern Anzug zu besorgen?"

„Dort liegt der ganze Staat," erwiderte Georg lächelnd. „Barett und Federn, Mantel und Wams, alles aufs schönste zubereitet, aber Gott weiß, ich habe noch nicht daran gedacht, daß ich dieses Flitterwerk an mich hängen solle. Dies Wams ist mir lieber als jedes schöne neue. Ich habe es in schweren, aber dennoch glücklichen Tagen getragen."

„Ja, ja! Ich kenne es wohl; das habt Ihr bei mir in Ulm getragen, und es ist mir noch wohl erinnerlich, wie Euch Berta in diesem blauen Kleid abschilderte, daß ich recht eiferfüchtig ward. Aber Flitterwerk nennt Ihr die Kleider da? Ei, der Tausend! Hätte ich nur mein Lebenlang solche Flitter. Ha, das weiße Gewand, mit Gold gestickt, und der blaue Mantel von Samt! Kann man was Schöneres sehen? Wahrlich, Ihr habt mit Umsicht ausgewählt, das mag trefflich stehen zu Euren braunen Haaren."

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik

* **Die Heirat der Verbrecherkönigin.** Newyork hat eine neue Sensation. „Chicago May", die Verbrecherkönigin begeht dieser Tage festlich ihre Hochzeit mit Netley Lucas, dem „bekehrten englischen Verbrecher"! Dieser Schritt ins Bürgerliche hat seine Bedeutung und seine Geschichte. „Chicago May" ist von Geburt Irländerin, kam aber als achtjähriges Mädchen nach Amerika. Sie wuchs bald zu ungewöhnlicher Schönheit heran und wurde im weiteren Verlaufe ihrer Entwicklung eine auf allen Kontinenten bekannte und berüchtigte Hochstaplerin. In Chicago war sie sogar das Haupt einer zahlreichen Verbrecherbande und schlug als solches der Polizei manches Schnippchen. In dieser Eigenschaft gab sie dem jungen Netley Lucas, der sein Brot als — Taschendieb erntete, so spannende Schilderungen ihrer Erlebnisse und Berichte aus der Chicagoer Verbrecherwelt, daß der literarisch begabte junge Mann aus diesem Material ein Buch mit dem spannenden Titel „Geschichten aus der Unterwelt" machte, das sich als ein Schlager ersten Ranges erwies und den glücklichen Autor in den Stand setzte, seiner Verbrecherkunst zu entsagen und künftighin statt von der Geschicklichkeit seiner Finger, von der seiner Feder zu leben. Aus Dankbarkeit, so wird berichtet, wird jetzt der 26jährige die mittlerweile 51 Jahre alt gewordene „Chicago May" als sein Eheweib heimführen, und die glückliche Braut erklärt, daß auch sie an seiner Seite nun ein neues Leben beginnen werde. — Ob die Katze wohl das Mausen läßt?

*

* **Der Regenschirm auf dem Gewehr.** Im Museum Carnavalet in Paris wird ein wunderlicher Regenschirm aufbewahrt. Es ist das sogenannte „fusilparapluie", d. h. ein Gewehr, das mit einem Regenschirm versehen ist. Mit solchen Gewehren war im Jahre 1830 die französische Nationalgarde ausgerüstet, und es mag nicht übel ausgesehen haben, wenn ein Zug von Nationalgardisten bei strömendem Regen mit geschultertem — Regenschirmgewehr durch die Straßen marschierte.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg